

Allgemeine Moden-Beilage



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Der gute Briefträger that, was ich nie gethan haben würde, — er machte in Tannenbergen Anzeige, wie er mich gefunden und ehe noch mein Schreiben, das ich seiner Tochter dictirte, an die Aebtissin abging, sandte sie mir schon Hilfe. Gräfin Blanka und die Frau unseres Geistlichen kamen mit Wagen und Dienerschaft und mit einer Vorsicht und Umsicht wurde ich transportirt, als läge der Welt Heil an meinem Leben. Ich kam mir oft wie verzaubert vor und dachte vor Allem, als ich endlich nach Wochen langer Reise hier in Tannenbergen anlangte, nicht, daß ich es sei, der solches Glück begegnet. Alle Damen empfingen mich schon an der Brücke, wo eine mit Betten belegte Tragbahre bereit stand, — thränenfeuchten Auges küßte man meine steifen Hände und die Versprechungen: „mich zu hegen und zu pflegen“ überflutheten mich. Man hat Wort gehalten — man hat Alles für mich gethan! Tag und Nacht ist man an meinem Lager geblieben und der aufopferndsten Pflege verdanke ich meine jetzige Gesundheit. Bis auf Gräfin Blanka segne ich Alle, die mehr oder minder die guten Engel meines Leben waren.“

„Und was that sie, daß sie Ihre Liebe verlor?“
„Fragen Sie lieber, was hatte sie gethan!“ rief Fräulein Clarissa düster und setzte lebhaft, hastig hinzu: „Sie — sie allein ist's gewesen, die meiner Einberufung ins Stift so lange entgegengewirkt — sie also einzig die Schuld jener trostlos langen Jahre des Elends — jener furchtbaren Stunden namenloser Qualen.“

Ich war überrascht — erschrocken — würde vielleicht gezweifelt haben; doch heftig fuhr die Sprecherin fort: „Wollte Gott, man hätte mir's nie verrathen — Manches — Vieles würde dann nie gekommen sein, wie es jetzt ist. Nachdem ich's aber wußte, war's aus mit uns! ich konnte sie nicht mehr sehen — ich verachtete sie — und ob sie mich auch um Vergebung anflehte — es war mir unmöglich ihr zu verzeihen. So leben wir denn nach manchem Andern, was später noch dazu gekommen, in bitterer Feindschaft — werden auch in Groll und Haß wohl Beide sterben.“

„Ich glaube nicht, daß Gräfin Blanka Sie haßt.“

„Es wäre mir lieber als daß sie mich für boshaft hält. Das ist die tödtlichste Beleidigung, die mir Jemand anthun kann und sie — hat sie mir angethan, hat gesagt, ich habe ihr aus Bosheit in der Nonnenzelle nachspionirt, aus Bosheit jenen Versteck aufgesucht. — Weshalb ich's gethan — wissen Sie jetzt. Nun, sie wird's auch schon erfahren — meine Rache soll ihr die Augen öffnen.“

„Sie könnten, wollten Rache nehmen? — Sie vermöchten Jemand unglücklich zu machen?“

„Unglücklich — hm! — wer sagt das? — Vielleicht mache ich durch meine Rache Jemand glücklich. — Doch für heute genug. — Um Ihnen Alles zu sagen, müßte ich noch viel von meiner Feindin sprechen, — ich bin aber aufgeregt durch den Rückblick in meine schöne Vergangenheit. In der Aufregung ist man nun leicht partiisch und das darf man seinen Feinden gegenüber nicht sein — sie erfordern bei Beurtheilung und Besprechung eine noch größere Unparteilichkeit wie unsere Freunde.“

Siebentes Capitel.

Tag um Tag verging und nie war ich wieder mit Fräulein Clarissa allein; sie unterstützte jetzt wieder Lucretia in der Schule, lehrte den Kindern Spinnen und Spigenklöppeln, las ihnen vor und erzählte Geschichten. War sie im Salon, so schien mir als vermeide sie ein ungestörtes Beisammensein, ja, ich mußte zuletzt annehmen, daß sie sich eines Andern besonnen und ihre Gründe habe, mich ferner nicht in ihr Vertrauen zu ziehen. Wie so ganz anders als ich mir Fräulein Clarissa im täglichen Umgange gedacht, stellte sie sich mir in der Zeit dar! ich kann nicht anders sagen, als daß ich sie bald anstaunte, bald bewunderte. Wie sie unter den Verhältnissen, in denen sie ihr Leben verbracht, so geistvoll, so amüsant hätte werden können — ich begriff es nicht; sie war so zu sagen das belebende Prinzip im Stifte und nannte sich selbst den „Hofnarren Tannenbergens“. Schon beim Frühstück sprudelte sie über von Scherz, Wit und guter Laune und lachte sie, wie ich bald bemerkte, nie mit, ja schien sie nicht anders lachen zu können als in der kurzen, trocknen Weise, die ich an ihr kannte, so trug sie doch zur Erheiterung Aller bei. Mit ihr kam ein anderer Geist in die Damen; sie wußte mit seltener Gewandtheit die Unterhaltung zu führen, fortzuspinnen und im angenehmen Gleichgewicht zu erhalten. Reibungen zwischen Angelika und Agnes fielen jetzt ganz fort und Lectüre brauchte nie mehr die Zeit am Abend auszufüllen. Ohne zu ermüden, erzählte sie eine amüsante Geschichte nach der andern, trug Fabeln, Märchen, kleine allerliebste Gedichte vor und erkundigte ich mich, wer der Verfasser all dieser niedlichen, anmuthigen Sachen, lächelte sie schallhaft, erwiderte aber ruhig: „Wer sollt's anders sein als der Hofnarr; er hat in den vielen Stunden, wo er allein ist, Zeit und Muße

genug an Kurzweil für die geliebten Stifteschwestern zu denken.“

„Ist sie denn immer so?“ fragte ich eines Tages meine Tante.

„Wenn sie gesund, stets in ähnlicher guter Stimmung, so heiter wie jetzt fand ich sie aber nur, wenn sie tieftraurig im Herzen war. Ob das der Fall, kannst Du vielleicht beurtheilen.“

Während acht Tagen, wo Fräulein Clarissa nie bei den gewöhnlichen Vereinigungen der Damen im Salon fehlte, hatte ich Gelegenheit ihre andauernde Heiterkeit und ewig fröhliche Laune zu bewundern. Staunend betrachtete ich sie wiederum eines Abends, wo ihre drolligen Einfälle Alles zum Lachen reizten. Abgesondert von der übrigen Gesellschaft saß ich zeichnend mit Benedetta in einem der kleinen Ecketablissements und bemerkte, daß selbst das so ernste traurige Gesicht meiner jungen Freundin sich mehr und mehr bei den launigen Geschichten Clarissas aufheiterte. Da plötzlich blinzelte die Erzählerin mich listig durch ihre halbzugekniffnen Augen an, erhob sich von ihrem Stuhle, hinkte an ihrer Krücke zu uns und sagte, indem sie Benedetta leicht auf die Schulter klopfte: „Lassen Sie mich jetzt mal von Ihrem Lehrer und Meister profitieren und mich an den Ahnen Ihres Hauses einige kühne Striche machen!“

Lieblich lächelnd reichte Benedetta der alten Verwandten ihre Bleifeder, nahm eine Tapissierarbeit und setzte sich an das obere Ende des Tisches. Als wir allein, flüsterte sie: „Ja, ja ich bin's, bin ein und dieselbe Person mit jener Clarissa von Raven, die Ihnen eine ernste Geschichte erzählt hat und ich frage Sie jetzt, ob Sie, wenn Tönnchen nachher in den Salon zurückgekehrt ist und ich allein in meinem Zimmer bin, mich besuchen wollen oder es vorziehen, in Gräfin Blankas strahlende Augen zu blicken, die einst eine Durchlaucht bezaubert?“

„In Gräfin Blankas Augen? — sie ist ja nicht hier, ist krank seit dem Tage, wo ich sie das erste Mal gesehn.“

„Sie scheint heute wieder wohl genug zu sein, ihre alten Manöver machen zu können. Fragen Sie nur Schwester Bonifacia!“

Ein Blick auf das Bild in der Nische zeigte mir jene hellen Augen, die ich dort schon einmal gesehn, sie ruhten fest auf Benedetta.

„Bemerken Sie das Interesse, mit dem sie auf unsere reizende Novize schaut?“

„Jene Augen thun es scheinbar.“

„Jene Augen? — sind's etwa nicht die der vermummten Gräfin?“

„Ich sah die Gräfin nur mit der Brille.“

„Die uns ebenso irre leiten soll, wie ihre falschen Haare.“

„Wie? — falsche Haare?“

„Gewiß! alte Leute tragen dunkle Haare, um jung auszusehn — sie wählt weiße Locken, um alt zu scheinen.“

„Aus welchem Grunde?“

„Sie können ziemlich naiv fragen! ich dächte aber die Antwort läge auf der Hand und so greifen Sie zu, sagen Sie sich einfach, wer sich verstellt, der will verkannt sein. Gräfin Blanka gehört zu Denen und wie von Außen Alles falsch an ihr, mag's auch in ihrem Innern aussehen; doch lassen wir das — kommen Sie nachher zu mir, ich kann heut wieder mit Ihnen sprechen, habe endlich den Anfall tiefer Melancholie überwunden, den mir jedes Mal ein Rückblick in meine roßige Vergangenheit einträgt.“

„Sie waren melancholisch — jetzt — in dieser Zeit?“

„Seit unserm letzten Zusammensein!“ erwiderte sie ernst, fügte dann mit ihrem gewöhnlichen kurzen Lachen hinzu: „ich wäre am liebsten in unsern See gesprungen, wenn meine gichtgeschwollenen Knie solch extravagante Todesart zugelassen. Da sie nun so entschieden „nein“ zu meinen lebensmüden Absichten sagten, habe ich denn wiederum beschlossen, gute Christin zu sein und in Ruhe und Geduld der Stunde der Erlösung aus diesem irdischen Jammerthale zu harren!“

Fräulein Clarissa stand auf bei diesen Worten, rief Allen einen kurzen Abschiedsgruß zu und verschwand mit ihrer treuen Begleiterin, Lucretia. Als Letztere nach ungefähr einer Stunde in den Salon zurückkehrte, sah ich, daß die Augen der Schwester Bonifacia noch blau waren.

Mit dem Gedanken beschäftigt, warum Gräfin Blanka, um Benedetta zu betrachten, einen Mechanismus in Bewegung setze, der wahrscheinlich aus Tannenbergens Klosterzeit stammend, zum Spioniren angelegt worden, — warum sie nicht einfach, anstatt in dem verborgenen Winkel zu stehen, in den Salon kam — diese Fragen mir vorlegend betrat ich den Corridor.

Wie groß war meine Ueberraschung, um wie viel größer noch mein Schreck, als ich dort Gräfin Blanka begegnete — ihr, die nach Fräulein Clarissa's Angabe hinter der Nische sein sollte. Im ersten Schreck über die nur mit einem stummen Gruße an mir vorüber-

streifende Gestalt, glaubte ich, ich sähe einen Geist; dann aber entsann ich mich, daß ja auch damals, als ich die blauen Augen zum ersten Mal erblickte, Gräfin Blanka um dieselbe Zeit im Garten unter dem Ballon gestanden. — —

Warum sollte sie es gerade sein, die den Salon, die Benedetta beobachtete, warum konnte nicht jemand Anderes hinter der Nische verborgen stehen? — Wer aber war diese andere Person — welches Interesse leitete ihre Schritte? — Mit der Lösung dieses Räthfels beschäftigt, trat ich zu Fräulein Clarissa ein.

Anstatt der steten Dunkelheit in ihrem Zimmer helle Erleuchtung — anstatt sie in ihrem Lehnstuhl zu finden, hinkte sie an der Krücke umher! „Gut, daß Sie kommen!“ rief sie lebhaft, „bitte, führen Sie mich. Nein, — nicht in den Erker — ich muß etwas gehen, habe mich zu sehr erschrocken.“

„Was ist geschehen?“

„Gräfin Blanka, die ich hinter Schwester Bonifacia's Bilde vermuthete, war im Garten, als ich dies Zimmer betrat.“

„Auch ich sah sie soeben auf dem Corridor und die Augen Bonifacia's waren doch noch blau, als ich den Salon verließ.“

„So! — nun das ist mir lieb, dann bin ich doch sicher, daß ich mich nicht geirrt habe und gewiß ist er's — er allein hat das gewagt, um sie zu sehen.“

„Wer? wen meinen Sie?“

„Anatole von Raven! — der jüngste Sohn des Barons; er liebt Benedetta — sie ihn — der Alte hat sie getrennt, das arme Kind hier in's Stift gesteckt. Doch, wie ist Anatole hinter das Bild — überhaupt in's Haus gekommen? — Benedetta ließ ihn nicht ein — hat offenbar nicht einmal eine Ahnung, daß er sie beobachtet. — Sicher ist er nur durch die verborgene Pforte hereingekommen — dort —? — Niemand aber hat einen Schlüssel dazu! Niemand? — sie vielleicht — sie, die diesen Versteck kannte; doch dann ist's nicht Anatole, dann ist's er — er, der sie rächen soll — auf diese Weise rächen. O, hätt' ich Gewißheit — wäre mein Verdacht begründet!“

Fräulein Clarissa hinkte an meinem Arm und ihrer Krücke so rasch durch das Gemach, daß sie den Athem verlor. „Ich bin eine Narrin!“ rief sie plötzlich stehen bleibend, „fliege wie ein Ballon durch die Luft und erreiche damit Nichts als acht Tage Minimum Höllenpein. Geleiten Sie mich jetzt in meinen Hafen und — löschen Sie auch die Lichter aus, denn

— steckte ich selbst Tannenbergen in Brand, hell würde es doch nicht in meinem Kopfe.“

Sie warf sich ächzend stöhnend in ihren Lehnstuhl, rieb sich die Stirn und rief nach kurzer Pause: „Ach wär' man doch mitunter im Leben auf zehn Minuten allwissend, was könnt' man Alles erreichen!“

„Ihnen liegt so viel daran, Sicherheit darüber zu haben, ob Anatole von Rawen es ist, der hinter der Nische verborgen.“

„Alles, denn ist er es nicht und die Person, die ich fürchte, so ist's sehr schlimm und mehr denn je wünsche ich, bald — bald zu wissen, ob ich Benedetta helfen, in Kampf mit ihrer Gegnerin treten kann. Sie können mir helfen! wollen Sie? — es gilt Benedetta's Glück und dieses ist einzig auf jene Weise zu erreichen, die ich Ihnen angeben werde.“

„So sprechen Sie!“ bat ich dringend und fügte hinzu, wie ich mit Freuden bereit sein würde zu Benedetta's Glück beizutragen.“

„Mit Freuden?“ wiederholte sie, „hm! daran zweifle ich, denn die Sache ist nicht angenehm. Es handelt sich nämlich darum, jenes Gewölbe aufzufinden, das unter oder neben dem schwarzen Zimmer ist und nachzuforschen, ob dort neben dem Sarge der Baronin Erdmuth von Rawen nicht ein zweiter Sarg steht. Daß es der Fall, habe ich Grund anzunehmen und geben Sie mir Gewißheit darüber, ist Benedetta's Glück gesichert. Dann heirathet sie, so wahr ich Clarissa heiße, ihren Vetter Anatole, heirathet ihn bald!“

Nicht ohne Erstaunen sah ich die Sprecherin an und völlig unerklärlich war mir der Zusammenhang; sie aber schaute scharf und prüfend auf mich und rief lebhaft: „Gott sei Dank, Sie sehen nicht erschreckt, nur überrascht aus! warum sollten sie sich auch vor einem Sarge grauen — wär' doch nur thöricht sich vor Etwas zu fürchten, das uns selbst einst birgt und einstmals unsere letzte Behausung auf Erden ist — ob wir nun in Hütten oder Palästen geboren sind, in Hütten oder Palästen wohnen. — Lassen Sie mich Ihnen jetzt aber erst etwas von Benedetta und ihrem Cousin Anatole erzählen. Sie werden dann einsehen, daß Beiden geholfen werden muß, werden dann mit mehr Interesse suchen und forschen, um die Liebenden an ein Ziel zu bringen, auf das sie nach Allem, was sich in den letzten Monaten ereignet, jetzt wohl weder rechnen, noch zu hoffen wagen. Ich möcht' Beide aber dahin bringen, möcht' sie glücklich sehn! Das ist nun schwieriger wie Sie vielleicht denken oder ahnen. Anatole's Vater, der alte Freiherr Curt von Rawen, ist ein Eifentopf,

ihn zu zwingen keine Kleinigkeit und doch muß er zu seiner Einwilligung zu der Partie gezwungen werden. Hören Sie erst die Gründe, die ihn bewogen so entschieden gegen die Liebe der beiden jungen Leute aufzutreten und freiwillig sich nie dem zu fügen, was Jene einst erträumt, ersehnt und erhofft und wozu ich ihn jetzt zu bringen beabsichtige. Ihm hinterließ sein Vater, als er grade mündig war und mit tausend glänzenden Ansprüchen in die Welt trat, nur eine Unmasse von Schulden, einen Berg uneingelöster Wechsel und jenes bescheidne Herrenhaus in der Tannenberger Haide. Es soll ein altes verfallnes Castell sein, düster, finster, unwohnlich und kaum daß er's in seiner Jugend gesehn, drehte er ihm auch schon den Rücken. Sein Trachten ging dahin: durch reiche Heirath den verblichenen Glanz seines Hauses herzustellen und — er machte auch bald die glänzendste Partie. Diese Ehe blieb kinderlos und nach dem Tode der Frau fiel ihr fürstliches Vermögen an ihre Familie zurück — dem Gatten blieb nur ein kleines Pflücktheil, das kaum ausreichend, ihn ein Jahr in der Weise fortleben zu lassen, an welche er sich bei Lebzeiten seiner reichen Frau gewöhnt. Diesem guten und angenehmen Leben zu entsagen war zu der Zeit wohl weniger denn je seine Absicht und — das Glück unterstützte sein Vorhaben. Noch einmal machte er eine glänzende Partie und heirathete eine junge schöne Polin, die Wittwe eines Starosten, von dessen Reichthum man sich die Anekdote erzählte, daß er ein Zimmer seines Schlosses mit Dukaten, ein anderes mit Doppellouis'd'or habe auslegen lassen. Das junge Ehepaar lebte in einer Weise als sei die ganze Welt mit Goldgulden tapezirt und nebenbei ihr Eigenthum. Verschwendung ruinierte sie — nach 20 Jahren besaßen sie nur das alte, bescheidene, einst verschmähete Herrenhaus von Neu-Rawenstein. Dahin zogen sie mit ihren sechs Kindern und auf diese setzten sie ihre Hoffnung auf neues besseres Leben — diese sollten sie wieder reich machen! Zum Unglück für jene Pläne besaßen die beiden Ältesten die feste energische Natur des Vaters und blindes Gehorchen war ihnen nicht eigen. Der Erstgeborne sollte ein fürstliches Hoffräulein, die schöne Blanka von Auen heirathen. Sie werden von ihr gehört haben, obichon die Geschichte 20 Jahr und darüber alt ist. Hans von Rawen aber liebte ein junges unschuldiges Bürgerkind in der Residenz, hing ihr treu an, widersetzte sich entschieden den Plänen seines Vaters und des alten Fürsten, der Fräulein Blanka wie seine Tochter aussteuern wollte — widersetzte sich plötzlich ihrem

Drängen heftiger denn je, seitdem ein junger Freund am Hofe ihm verrathen, daß Fräulein von Auen die Geliebte des Erbprinzen sei! — Des Spektakels über den widerspenstigen Sohn soll kein Ende im Castell gewesen sein, Zank, Streit das tägliche Brot im Hause. Schlimmer denn je aber wurde es zwei Jahre später, als Judith, die älteste Tochter den Bruder ihrer Mutter heirathen sollte, der das Mädchen schon als vierzehnjähriges Kind zur Braut begehrt, schon damals ein Auge auf ihre wunderherrliche Schönheit geworfen und nun plötzlich bei neuem Besuche im Herrenhause als drängender Werber auftrat. Was kümmerte das junge Mädchen, daß der alte Herr Millionen besaß und ihre Eltern reich machen wollte, wenn sie ihm ihr Kind gäben — sie sah nur, daß er ein alter abgelebter Greis, ein geiziger Filz und verliebter Narr war. Unwillig stieß sie seine Hand zurück, sattelte sich ihren kleinen Ponny und sprengte, wie jeden Abend, hinauf zur Burg ihrer Ahnen, der alten verfallnen Feste Rawenstein, wo ihr unter Schutt und Steinen, unter Disteln und Unkraut die Wunderblume der Liebe erblüht war. — Dort — auf demselben Grund und Boden, wo ein Jahrhundert zuvor der Same zu dem Hasse der Geschlechter Rawen und Blankenburg gestreut worden, da vereinten sich in Liebe die letzten Sprossen der feindlichen Häuser. — Am Gespensterturm fand Benno von Blankenburg einst Judith von Rawen — sie kamen wieder und wieder zur Stelle und als sie sich endlich sagten, wer sie waren, hatte die Liebe zu tiefen Wurzeln im Herzen geschlagen, als daß sich Beide um den Haß gekümmert, der ihre Familien entzweit. — Judith's Vater wurde an dem Tage, wo sie die Hand des reichen Bewerbers ausgeschlagen, verrathen, wohin seine Tochter geritten sei, wen sie seit Monden dort oben gesprochen. Er empfing sie bei ihrer Rückkehr weder zornig noch scheltend, — im Gegentheil mit einer Ruhe, daß seine Frau das Schlimmste fürchtete. Auch die mutthige Judith erschrak, als ihr Vater die nächsten Tage um die Stunde, wo sie stets fortzureiten pflegte, selbst ihr Pferd satteln ließ, erschrak aber noch mehr, als er sie eines Abends bei ihrer Heimkehr aufforderte: festliche Kleidung anzulegen, da eine große Gesellschaft versammelt sei, sogar der Fürst und Erbprinz anwesend wären. Als sie geschmückt den Saal betrat, setzte ihr ihre Mutter einen Kranz auf's Haupt und bei flüchtigem Blick in den Spiegel erkannte Judith, daß es ein Brautkranz war. Entsetzt wollte sie ihn abreißen; doch da trat ihr Vater mit dem Fürsten an sie heran. Letzterer reichte ihr den Arm und

geleitete sie unter freundlichen Worten zur Hauskapelle. Die Gäste folgten und am Altare stand zitternd ein Priester, — grinsend — ihr Onkel. Einen Moment wankte die Hintergangene, dann zog sie ihren Arm aus dem des staunenden Fürsten, erklärte, daß sie keines Andern Braut sei als die des Grafen Benno von Blankenburg und nie die Frau ihres Onkels würde. Man versuchte Bitten — Zwang — Alles vergeblich, um so vergeblicher, als der junge Fürst ihr stützend — tröstend zur Seite trat. Die Hochzeit fand nicht statt — Baron Rawen aber sperrte nun seine Tochter ein, hielt sie fast acht Monate in furchtbarer Haft. Eines Tages war sie entflohn! — durch wessen Hilfe — Niemand konnte es gewiß sagen, — man vermuthete, auf Antrieb des Grafen Blankenburg und eines Freundes, der seit Monaten auf seinem Schlosse lebte. Wohin aber Judith entflohen, wohin der Graf gekommen, der einige Monate nach ihrer Entweichung verschwand, ist nie erklärt worden. Anfangs hieß es, Beide wären nach England geflüchtet; doch da nimmer Kunde von ihnen anlangte, verlor das Gerücht seine Glaubwürdigkeit und als später der Freiherr in der Gruft seiner Ahnen ein Schild mit dem Namen seiner Tochter aufrichten ließ, hieß es: sie sei todt. — Judith's drei jüngere Schwestern starben kurze Zeit nach dieser That ihres Vaters — die Welt sagte: aus Strafe, daß er eine Lebende für todt ausgäbe, denn — an Judith's wirklichen Tod glaubte lange Zeit Niemand. Baron Hans von Rawen wurde tief sinnig — dann irre und lebt abgeschlossen von aller Welt in einem Thurmgemach des Herrenhauses von Neu-Rawenstein, das nur sein Vater und ein alter Diener betritt. Auf den heranwachsenden Anatole setzte nun der alte Freiherr seine letzte Hoffnung: durch ihn den Glanz des Hauses Rawen neu erstehen zu sehen. Er hat ihm eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen und Anatole ist ein Cavalier in der vollsten Bedeutung des Wortes. Ich sah ihn zwar nur kurze Zeit; doch, wie er sich in diesen Stunden benommen, diente nur als Beweis, daß die Lobsprüche, welche man ihm spendet, nicht unverdient sind. Als nun Anatole seine Studien beendet und ins Vaterhaus zurückkehrte, fand er bei seinen alten Eltern das lieblichste Kind, — Benedetta, die Tochter seines Onkels. Er sah sie heranwachsen, erblühen zu jenem reizenden Wesen, das sie jetzt ist und — wie war es anders möglich, als daß er sie liebte! — Muß man sie doch lieben. Benedetta erwiderte die Gefühle des jungen Mannes mit der vollen Wärme ihres reichen Herzens und Beide waren glück-

lich — glücklich so lange die alte Freifrau noch lebte, die, seitdem ihr ein Kind nach dem andern entrisen, keine Pläne mehr zum Wohle ihres jüngsten — ja einzigen Sohnes mehr entwarf; sondern seine Zukunft vertrauend in Gottes Hand legte und als sie sah, daß er Benedetta liebte, Alles that, diese Neigung zu schützen. Die Freifrau starb, die jungen Leute sahen mehr und mehr ein, daß der Vater andere Ziele erstrebe als ihn mit Benedetta zu vereinen und waren vorsichtig. Trotzdem entdeckte der Baron eines Tages diese Liebe und wie Alle im Herrenhaus versichern, entsann man sich einer solchen Wuth des Alten — eines solch entsetzlichen Auftritts nur — wie damals Judith so muthig die Hand des Starosten ausgeschlagen! — Wenige Stunden später war Benedetta schon hier im Stifte und der junge Mann unter sicherer Escorte auf Reisen geschickt. Der alte Freiherr, der, trotzdem er Patron unseres Stiftes seit fast zwanzig Jahren nie in Tannenbergen gewesen war, immer Kränklichkeit als Vorwand vorgeschoben — er brachte seine Nichte selbst hierher, setzte uns von ihrer Liebe und seinem Widerwillen gegen die Partie in Kenntniß, ermahnte uns: mit Nichts des Mädchens Phantasien zu unterstützen und gebot der weinenden Benedetta: Anatole weder zu sehen noch in Briefwechsel mit ihm zu treten, ihn zu vergessen und niemals wieder die Schwelle seines Hauses zu überschreiten, sondern alle und jede Gemeinschaft mit seiner Familie abzubrechen. Hat die Kleine nun auch Letzteres treulich gethan, Ersteres vielleicht auch versucht, ist das „Vergessen“ doch wohl nicht gegangen. Schon oft dacht' ich, die Liebe sei die Gicht des Herzens, denn wo diese sich einmal eingenistet, bleibt sie auch und macht Schmerzen fort und fort. Unsere kleine Novize wurde hier mehr und mehr zum Schatten, schlich zuletzt wie ein Geist umher, erkrankte endlich am Nervenfieber, war Monate lang elend zum Sterben und hat sich nur langsam erholt. Gerade während sie, vor ungefähr drei Monaten, dem Tode nahe, kam Anatole eines Abends zu später Stunde hier an. Wir waren noch im Salon versammelt, beabsichtigten auch dort zu bleiben bis die entscheidende Krisis vorüber und wir erfahren: ob Benedetta leben würde — ob sie sterben müsse. Da plötzlich trat Anatole, bleich wie ein Todter zu uns ein. Seine Bitten, seine an Wahnsinn grenzende Verzweiflung bewirkten wohl, daß wir sämmtlich den Kopf verloren — es erlaubten, duldeten, daß er zu Benedetta ging und — hier, heimlich verborgen, im Stifte blieb! — Noch war er nicht volle acht und vierzig Stunden da, sprengte zu unserm Ent-

setzen der alte Freiherr in den Hof. Er kam nicht als erzürnter Vater, sondern — als gestrenger, richtender Stifts-*patron*, ließ uns zusammen berufen, las uns einige Statuten des Stiftes, dann ein Ding vor, das er Protokoll nannte und welches ein wahres Höllenrescript war. Leider beruhen unsere Statuten, wie alle Satzungen der Menschen, auf der Basis der Unvollkommenheit und dem Boden des Angriffs. Wie die Sachen standen, hatten wir gefehlt — arg gegen das Gesetz gefehlt und waren der Strafe der Entlassung verfallen. Wir hatten nicht allein mit Wissen und Willen einen jungen Mann im Stifte behalten, ohne, wie es sich gehörte, den Stifts-*patron* sofort von dessen Anwesenheit in Kenntniß zu setzen, — wir hatten ihn sogar heimlich verborgen! — Die zweite noch schlimmere Anklage lautete auf „Unterstützung von Familienzwiß und Unfriede säen zwischen Verwandten.“ — Der guten Hildegarde mag das als das höchste Verbrechen erschienen sein — sie hat dafür „Entlassung aus dem Stifte“ angeordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein burliger Schneider als Landwehrmann im Jahre 1813.) Der bekannte v. W. erzählt in der 8. Ztg. aus dem Tagebuche eines preuß. Rittmeisters in der großen Zeit der Erhebung unter Andern: Es bestand die Mannschaft meiner ganzen Schwadron lediglich aus Bauernburschen von fünf oder sechs udermärkischen Dorfschaften. Mein Wachtmeister war ein Dorfschulze, der übrigens früher schon acht Jahre im siebenden Heere gedient hatte, die Unteroffiziere aber durchweg Söhne wohlhabender Gutsbesitzer. So ging Alles gut, Unordnungen kamen gar nicht vor, die Leute hatten einen ehrenwerthen Corpsgeist, waren so willig und gehorsam, wie man sie nur wünschen konnte, und grobe Vergehen brauchten nicht bestraft zu werden. Ich hatte meine Schwadron kaum acht Tage geführt, so freute ich mich von Herzen, daß ich gerade zur Landwehr gekommen war und hätte meine kleine Schaar von 40 Mann, trotz ihres häßlichen Aussehens und ihrer vielfachen Ungeschicklichkeit, nicht gegen die glänzendste Schwadron unserer Garde zu Corps vertauscht. Wahrhaftig, es war zu jener Zeit eine ungemein große Lust, ein Schwadrons- oder Compagnieführer zu sein, obgleich man vom frühen Morgen bis zum späten Abend keine Ruhe hatte, unaufhörlich mit den verschiedenartigsten Anforderungen beauftragt wurde, und wo möglich Exerciermeister, Menschen- und Pferde-Arzt, Schuster, Schneider, Sattler, Huf- und Waffenschmied und Gott weiß was sonst noch weiter in Einer Person

sein sollte. Es ging in dieser wunderbaren Zeit aber Alles. Von dem lebhaften Eifer der Bevölkerung, von ihrer unbedingten Opferfähigkeit wird man sich in unserer jetzigen Zeit kaum einen Begriff machen können. Im Anfange der Kämpfe, da waren die udermärkischen Bauern noch etwas zähe und mißtrauisch und wollten sich nicht so recht freiwillig stellen. Sie glaubten, aus dem Kriege würde vielleicht doch nicht viel werden, und unser König hätte eigentlich keine rechte Lust mit Napoleon zu kämpfen. Als sie aber erst begannen wärmer zu werden und ihr anfängliches Mißtrauen mehr überwunden hatten, da holten sie durch vermehrten nachhaltigen Eifer ihre erste Launigkeit reichlich wieder nach. Es gab ganze Dörfer, in denen außer den Krüppeln auch kein Mann unter dreißig Jahren zu Hause geblieben war, sondern Alle hatten Dienste genommen. Unter den Hunderten von Beispielen des damaligen Patriotismus ist Eins besonders mir im Gedächtnisse geblieben, so daß ich es hier anführen will. Ein kleiner, hinkender und dabei etwas verwachsener junger Mann, seines Zeichens ein Dorfschneider, der einzige Sohn einer nicht ganz unbemittelten Wittwe, kam zu mir und bat mich flehentlich, ich möge ihn doch als Freiwilligen in meine Schwadron aufnehmen, da er schon von verschiedenen Corps seiner Mißgestalt wegen abgewiesen sei. Der Gedanke, einen solchen lahmen Knirps als Reiter in meiner Schwadron zu haben, kam mir so lächerlich vor, daß ich bei dieser Bitte laut auslachte und den Bittenden kurz abwies. Dem traten aber die hellen Thränen in die Augen, und mit einer so traurigen Stimme, als habe er den größten Verlust erlitten, rief er aus: „Und ich will und muß Soldat werden, denn die Schande, jetzt zu Hause zurück zu bleiben, überlebe ich nicht!“ „Aber, mein Sohn, was hilft das alles, du kannst ja doch nicht reiten lernen.“ „O, Herr Rittmeister, ich habe von Kindheit auf bei meiner Mutter Bruder, der ein Pferdehändler ist, viel geritten, und trotz meines lahmen Fußes kann ich eben so gut wie alle die anderen großen Bengels reiten. Lassen Sie mich nur die Probe machen!“ antwortete er.

Eines meiner Reitpferde, ein ziemlich böser donischer Hengst, den ich noch mit aus Rußland gebracht hatte, stand jetzt eben gefastelt vor der Thür, und ich sagte: „Na, dann steig' da auf und laß' mal sehen, was du kannst.“ Der kleine Schneider ließ sich dieses nicht zwei Mal sagen, stieg trotz seines lahmen Fußes ziemlich gewandt in den Sattel und ritt das Pferd recht gut.

Nach dieser Probe stieß ich mich denn nicht weiter an seinem Aussehen und nahm ihn als Freiwilligen in meiner Schwadron an. Die Augen des kleinen Burschen glänzten förmlich vor Freude bei dieser Gewährung und er sagte: „Sie sollen es nicht bereuen, auch will ich mich schon gut aufführen.“ Er hat auch Wort hierin gehalten, und obgleich ich anfänglich wegen meines kleinen buckligen Reiters oft von den Cameraden verspottet wurde und auch der alte Marwig brummte: „was ich für Kropfzeug aufgesehen hätte,“ so ward er doch bald einer meiner besten und zuverlässigsten Soldaten. Ich machte ihn später zum Unteroffizier und bei Hagelsberg erwarb er sich

durch seine Tapferkeit sogar das Eiserne Kreuz. In einem späteren Gefechte ward er erschossen und wir Alle beklagten aufrichtig seinen Verlust. Solche Fälle, daß man körperlich dazu unbrauchbare Leute fast mit Gewalt von dem Eintritte in das Heer abhalten mußte, kamen damals sehr häufig vor, so groß war die allgemeine Begeisterung. Und welche Opfer aller Art brachten diese braven Udermärker noch außerdem! Gar mancher mühsam gefüllte Spartops ward jetzt zum Besten der Heeres-Ausrüstung gelockert, sorgsame Hausfrauen opferten willig die Vorräthe ihrer Leinwandkisten, sonst der Stolz ihres Herzens, damit unsere Landwehrmänner Hosen und Hemden bekamen, und selbst geizige Bauern brachten umsonst oder zu sehr geringem Preise ihre besten Pferde. Hat mir doch einmal ein blutarmes Dienstmädchen ein Stück selbstgemachter Leinwand, welche sie für ihr Brauthemd bestimmt hatte, gebracht, daß ich solche für Soldaten verwenden solle!

(Man soll nicht zu schnell fremde Worte lernen.) Man hört jetzt so viel über das neue Stück von Victorien Sardou „Les Ganaches“, welches in Paris vielen Beifall findet, daß man sich dabei an eine nette Anekdote erinnert, die sich mit dem Worte „ganache“, was im Deutschen so viel als alberner Pedant, Philister, wie man zu sagen pflegt, bedeutet, früher zugezogen. Napoleon I. erhielt einst eine Depesche von seinem Schwiegervater Kaiser Franz II. von Oesterreich und war so erzürnt über dieselbe, daß er selbst gegen seine Gemahlin Marie Luise alle Galanterie vergaß und derselben auf ihre Frage nach der Depesche in lafernenmäßig grober Weise Nichts entgegnete als die Worte: „Votre père est un vieux ganache!“ Der Kaiserin fiel dieses nie zuvor gehörte Wort auf, sie erwiderte aber nichts, da sie im Französischen noch manchen neuen Ausdruck, manche unbekanntere Wendung zu lernen hatte und fragte dann einen der Kammerherren: „Was bedeutet das Wort ganache? Der Kaiser nannte eben meinen Vater so.“ Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, doch wußte er sich als kluger Hofmann aus der Affaire zu ziehen und entgegnete: „Dieser Ausdruck will so viel sagen als ein kluger Mann, ein weiser Rathgeber.“ Dies merkte sich Marie Luise wohl und als sie kurz darauf in der Abwesenheit des Kaisers dem Staatsrath präsidirte und nach manchem Hin- und Herdebattiren über irgend einen Gegenstand die Meinung des ihr zunächst sitzenden Cambacore's angehört hatte, wandte sie sich mit vieler Freundlichkeit an diesen und schloß ihre artige Rede mit den Worten: „Monsieur, je vous crois le plus sage ganache de tout l'empire.“ — F.

(Kleine Ursachen — große Wirkungen.) Zwei Leutchen, die sich sehr lieb hatten, außer dieser Liebe aber auch wenig oder nichts besaßen, beschloßen mit kühnem Muthe im neuen Jahre ihrem etwas langwierigen Brautstande ein Ende zu machen und zu heirathen. Eines schönen Abends nahm das Pärchen die Kreide in die Hand, um zu wissen, was ihr Entschluß für's Erste kosten werde. Sie erfuhren dies sehr bald und da die Summe ihre Mittel überstieg, so wußten sie durch vieles Schmeicheln und Witten einen alten geizigen Onkel zu

der Sperrung der Einrichtung zu überreden und mieteten eine nette kleine Wohnung in der Vorstadt. Dieselbe war längst in Stand gesetzt die jungen Leute aufzunehmen, nur die versprochene Garnitur Möbel fehlte noch. Der Herr Onkel wartete nämlich vergebens, daß die Möbel irgendwo „zum Fenster hinausgeworfen“ würden; theurer schien er nicht einkaufen zu wollen. So blieb die kleine Wohnung unmöblirt und das arme Pärchen unverheiratet. Vor kurzem trafen sie jedoch den Onkel in besserer, fast gehobener Stimmung; „heut bekommt Ihr Eure Garnitur Möbel, morgen könnt Ihr meinetwegen heirathen,“ sagte der Onkel schmunzelnd. Die Beiden lächelten etwas ungläubig. „Na, wollt Ihr's nicht glauben?“ fing der Alte wieder an; „schau's her. Ich hab' in der Armenlotterie gewonnen. Da ist's Nummer, da steht der Gewinnst: „eine Garnitur Möbel.“ Der Alte nahm seinen Hut und sagte: „Ich geh' die Möbel holen.“ Er fühlte das ganze Gewicht eines Geschenke, das nichts kostet, als er von dannen ging. In der Nähe mietete er einen Möbelwagen, um den Gewinnst abzuholen. Aber welches Erstaunen, als der alte Filszfragen, an Ort und Stelle mit seinem Möbelwagen angekommen, erfährt, er habe zwar eine Garnitur gewonnen, aber eine, die keines Möbelwagens bedürfe, sondern die man gleich auf der Schulter nach Hause tragen könne, eine Garnitur Kindermöbel: kleine niedliche Hockstühle, ein kleines Sopha, ein Tischchen u. s. w. Der alte Herr war wüthend über die Unbedeutlichkeit des Gewinnskataloges, aber mit dem leeren Möbelwagen von aller Welt ausgelacht nach Hause fahren mochte er doch nicht und so waren die kleinen Spielzeugmöbel schuld daran, daß er endlich die längst versprochenen großen kaufte. — F.

(Zwei Selbstmordcandidaten.) Vor kurzem begab sich ein junger Mann in Wien an einem prächtigen sonnenwarmen Tage in den Prater und vertiefte sich in die entlegensten Theile desselben, wo er sicher sein konnte, nicht so leicht Jemand zu begegnen. An einer der einsamsten Stellen angelangt, geht er hinein in den Wald, wirft finster prüfende Blicke auf die hohen alten Eichen und Buchen mit ihren kahlen Zweigen und wählt endlich eine Buche aus, von der ein niederer vorspringender Ast tragballenförmig hineinragt in die Waldesstille; dann legt er seinen Rock und seinen Hut ab und zieht aus der Tasche eine ellenlange Rebschnur, deren Ende er mit Bedacht in eine Schlinge zusammenknüpft. Allem Anschein nach hatte der junge Mann vor, der Welt Valet zu sagen, als er plötzlich durch ein entferntes Geräusch in diesem Vorhaben gestört wurde. Vielleicht aus Neugierde, die ein echter Wiener auch am Rande des Grabes nicht verleugnet, vielleicht auch, um sich zu überzeugen, welcher Art die unwillkommene Störung sei, geht er dem Geräusche nach und erblickt in einer Entfernung von etwa hundert Schritten zwei Fuß hoch über dem Boden etwas Menschliches in der Luft zappeln; er eilt unwillkürlich darauf zu und findet einen Mann, der das bereits vor einigen Minuten gethan, was er selbst erst vorbereitete.

Rasch zieht er sein Messer aus der Tasche, durchschneidet die Todeschnur am Halse des Collegen, dieser fällt herab, und nachdem er einige Minuten sehr energisch nach Luft geschnappt, gelingt es ihm sich aufzurichten und wenn auch noch unfähig selbst zu sprechen, vermag er doch mit Zerknirschung die Strafpredigt anzuhören, die ihm der junge Mann hält, welcher mit seiner Schnur in der Hand vor ihm steht und ihm den Kopf dafür wäscht, daß solch ein alter grauer Kopf noch Selbstmordgedanken haben kann. „Ach, lieber Herr, wenn Sie wie ich eine Schaar Kinder hätten und kein Brot, Sie würden —“ „Unfinn!“ erwiderte der junge Mann, seine Brieftasche ziehend, „hier ist Geld genug auf Brot für Sie und Ihre Kinder!“ — „Vergelt's Gott!“ jubelt der Alte, „über was wollen Sie mit der Rebschnur machen, lieber Herr?“ — „Ich?“ stammelt der junge Mann in einiger Verlegenheit, „ich — nun ehrlich gestanden, ich wollte — dasselbe thun, was Sie gethan, — aber bei mir ist es ganz was Anderes — ich habe geliebt, unglücklich geliebt. Die Treulose hat mich verrathen, schändlich betrogen, das Leben ist mir auf immer verleidet, und da werden Sie begreifen, daß“ — — „Unfinn!“ spricht nun seinerseits der Alte, „das wäre mir eine Ursache sich das Leben nehmen zu wollen, als ob es nicht noch Mädels genug auf der Welt gäbe und nicht lauter schlechte. Wenn Sie erst in meine Jahre gekommen sind, werden Sie begreifen, daß es thöricht ist und nicht der Mühe lohnt um eines schlechten Weibsbildes willen zu verzweifeln.“ — Die beiden Selbstmordcandidaten geriethen nun in eine hitzige Debatte über die mögliche Nothwendigkeit des Selbstmords und über die Zulänglichkeit der Motive dazu. Während dieser Erörterungen schreiten sie mechanisch weiter, der junge Mann hatte schon gleich bei der Umschau nach dem störenden Geräusch Rock und Hut wieder angelegt, er geht nun im eifrigen Hin- und Herstreiten mit seinem Gefährten nach der Stadt zu, sie verlassen den Prater, treten in ein Café und setzen bei einem Glase Punsch ihr Gespräch fort, in dessen Folge der Junge, ein wohlhabender Mann, dem Alten, einem herabgekommeneu gepfändeten Geschäftsmanne, die thätigste pecuniäre Hilfe zusagt. Er begleitet ihn nach Hause und dort wird der Alte von einer angstvoll weinenden Frau und fünf hungernden, orgelpfeifenartig gewachsenen kleineren Kindern, sowie von einer bereits achtzehnjährigen bildhübschen Tochter begrüßt. Bei dem Nachhausegehen dachte der unglücklich Liebende nicht mehr an sein verzweifeltes Vorhaben, sondern verwendete die Rebschnur dazu, um ein Paket Kleider und Wäsche zusammenzubinden, die er gekauft und der verarmten Familie zuschickt. Er fand täglich mehr Gefallen an dem „Collegen“, wie sich beide heimlich lächelnd tituliren und wohl auch an den schönen Augen des Töchterchens und gegenwärtig ist der Alte wieder an der Spitze eines wohl eingerichteten soliden Geschäfts, sein Ketter aber Associé und Bräutigam der hübschen Tochter, was die praktische Moral liefert, daß man sich mit dem Aufhängen niemals übereilen soll. — F.